

WOCHENENDE

SÜDKURIER · SAMSTAG, 25. MAI 2013

Wenn der Postmann selten klingelt

Immer weniger private Briefe landen in den Briefkästen. Dabei sind sie ein Ausdruck hoher Wertschätzung

VON HEIKE THISSEN

Der Mai ist ein karger Monat für Klaus Mirsch. Ostern ist längst vorbei, die Sommerferien sind noch in weiter Ferne und von Weihnachten fehlt jede Spur. Dabei macht dem Konstanzer Briefträger im März, August und Dezember seine Arbeit noch mehr Spaß als ohnehin schon. Denn er freut sich über jeden handschriftlichen Brief und jede Grußkarte, die er übermitteln kann. „Das sind an einem normalen Arbeitstag nur sehr wenige, zu Ostern, im Sommer und im Advent dagegen sehr viele“, erklärt der 49-Jährige (siehe Interview).

Sein Eindruck täuscht nicht: 64 Millionen Briefe werfen Mirsch und seine Kollegen derzeit jeden Werktag in die Briefkästen der Republik. Es sind fast ausschließlich Rechnungen, Werbung und Geschäftspost. Nur sieben Prozent entfallen auf die private Post, also auf mit Tier-Stickern beklebte Briefumschläge von Enkeln an ihre Oma.

Postkarten aus dem Feriendomizil am anderen Ende der Welt. Sehnsuchtsvolle Liebesbriefe von Paaren mit Wochenendbeziehung. Im Dezember jedoch verdoppelt sich die Zahl der privaten Briefe.

„Dem Brief wurde schon öfter sein Ende vorausgesagt“, schmunzelt Post-

schreiben möchte, hat die Zeilen zu Papier gebracht, sie in einen Umschlag gesteckt, diesen mit einer Briefmarke versehen und zum Briefkasten getragen. In jeder einzelnen Handlung steckt ein „Du bist es mir wert“. So bekommt der Brief etwas Sonntägliches. Das mache ihn viel wertvoller, als eine SMS oder E-Mail, meint Hugo Gimber. „Außerdem sind Briefe etwas für die Ewigkeit.“ Mit einer Schleife zusammengebunden überdauern so manche Zeilen Jahrhunderte, während eine E-Mail oder eine SMS einfach gelöscht wird, wenn das virtuelle Postfach überquillt.

Trotzdem kann heute niemand mehr die Vorteile von SMS, E-Mail und sozialen Netzwerken verleugnen. Das geht auch Christa Dürscheid so. Die geborene Badenerin hat an der Universität Zürich einen Lehrstuhl für Deutsche Sprache in der Abteilung Linguistik und hat für ihr Buch „Wie Jugendliche schreiben“ untersucht, ob die neuen Medien einen Einfluss auf den Sprachgebrauch in der Schule haben. Mit ihrem Smartphone ist die 53-Jährige rund um die Uhr im Internet. Sie nutzt die Vorteile der mobilen Kommunikation vor allem dann, wenn sie unterwegs ist. „Wir können heute viel besser und öfter in Kontakt bleiben mit Leuten, die wir nicht so oft sehen. Denn der Aufwand ist gering und ich kann mehrmals am Tag mal kurz meine Mails beantworten oder eine SMS verschicken“, sagt sie. Über soziale Netzwerke wie Facebook behalte man selbst bei losen Bekannten einen Überblick darüber, was in ihrem Leben passiert. „Und ich gratuliere auf diesem Weg Menschen zum Geburtstag, bei denen ich mich sonst nicht melden würde. Schließlich erinnert mich das Netzwerk automatisch daran“, zählt sie einige der vielen Vorteile auf.

Christa Dürscheid spricht aber auch von der „elektronischen Fußfessel“, zu der E-Mail, SMS & Co. werden können: „Ich muss kommunizieren, schließlich habe ich ja ständig die Gelegenheit dazu und andere erwarten von mir, dass ich rund um die Uhr erreichbar bin. Sie sehen ja auch, ob ich online bin oder nicht.“ Unter diesem Druck leidet das „Tastaturgespräch“: Mails werden schnell runtergetippt und abgeschickt, ohne, dass der Absender noch einmal einen Blick darauf wirft. Und damit es noch schneller geht, werden viele Wör-



Die Post ist da – Klaus Mirsch arbeitet seit 24 Jahren als Briefträger in Konstanz. Dabei ist er an jedem Werktag mit seinem Fahrrad unterwegs – egal, ob es regnet oder die Sonne lacht.

BILD: THISSEN

ter nicht einmal mehr ausgeschrieben, sondern abgekürzt. Das gilt erst recht für die SMS mit ihren 160 Zeichen. Von großer Wertschätzung fürs Gegenüber kann hier keine Rede sein. Und das gilt nicht nur für die Adressaten, die tatsächlich abwesend sind. „Wir müssen uns fragen, was es für jemanden, der mit uns im selben Raum ist, bedeutet, wenn wir ständig mit Leuten kommunizieren, die gar nicht da sind“, gibt die Sprachforscherin zu bedenken.

Eine, die dafür sorgt, dass Briefträger wie Klaus Mirsch die Freude an der Arbeit nicht verfehlt, ist Nicole Hahn. Seit mehr als zehn Jahren schreibt die 31-Jährige regelmäßig Briefe und Postkarten an ihre Freundin Lili aus Wiesbaden. Einmal pro Woche geht ein farbiges Briefumschlag auf die mehr als 350 Kilometer lange Reise. „Wir schreiben uns auch E-Mails oder telefonieren, aber am liebsten sind mir ihre Briefe“, erzählt die junge Frau, die im Konstanzer Stadtteil Wallhausen lebt. Die handschriftliche Post findet sie schöner und persönlicher. „So kommen wir uns noch näher.“ Dafür investiert sie Zeit und Geld: Mehr als eine Stunde sitzt sie jedes Mal an den Zeilen für Lili, mehr als 20 Euro gibt sie monatlich für Karten und Porto aus. Die Rechnung geht auf. Denn wenn sie wieder einmal einen von

Lilis Briefen aus dem Briefkasten gefischt hat, gibt es für Nicole Hahn kein Halten. „Dann gehe ich sofort in die Wohnung, schmeiße meine Sachen auf den Boden, setze mich aufs Sofa und fange an zu lesen“, beschreibt sie.

Doch auch, wenn sich die beiden jungen Frauen statt Briefen nur E-Mails schreiben würden, könnte ihre Freundschaft eine innige sein. Denn Linguistik-Professorin Christa Dürscheid gibt Entwarnung, was die Folgen von digitaler Kommunikation angeht: „Ich bin davon überzeugt, dass unsere zwischenmenschlichen Beziehungen durch E-Mail und Co. nicht in Gefahr sind. Sie verändern sich nur. Schließlich hängt es von jedem einzelnen ab, wie viel Mühe und Wertschätzung er in eine E-Mail, eine SMS oder eine Facebook-Nachricht steckt.“ Außerdem hat sie mit ihrer Forschung nachgewiesen, dass junge Leute in der Sprache, die sie verwenden, sehr wohl unterscheiden können, ob sie eine SMS an einen Freund oder einen Aufsatz für die Schule schreiben. Briefträger Klaus Mirsch ist es egal, ob die Briefe, die er ausliefert, in korrektem Deutsch verfasst sind oder von Rechtschreibfehlern gespickt. Für ihn zählt, dass überhaupt noch jemand private Briefe verschickt – auch außerhalb der Vorweihnachtszeit.

„So kommen wir uns näher“

Nicole Hahn, Briefeschreiberin aus Konstanz über die handgeschriebenen Briefe ihrer Freundin.

Sprecher Hugo Gimber. Und trotzdem behaupten sich die handschriftlichen Zeilen seit Jahrzehnten gegen Konkurrenten wie Telefon und Fax. „Der Brief wird trotz SMS und E-Mail überleben. Er wird weiterhin gebraucht, auch wenn er an Bedeutung verloren hat“, sagt Gimber. Denn in Zeiten, in denen eine E-Mail binnen Sekunden von Konstanz nach Katmandu verschickt ist, drückt der Brief eine besondere Wertschätzung aus. Der Verfasser hat Stift und Papier zur Hand genommen, hat sich hingesetzt und überlegt, was er

„Ich freue mich jedes Jahr auf Weihnachten“



Klaus Mirsch (49) arbeitet seit 1979 als Briefträger für die Deutsche Post. Er ist in Konstanz in der Altstadt und anderen Stadtteilen im Einsatz. Von unvollständigen Adressen und schlechter Handschrift lässt er sich nicht abschrecken.

Herr Mirsch, wieviele private Briefe liefern Sie bei Ihren täglichen Runden aus?

Das sind inzwischen nur noch ganz wenige. Von den mehreren Tausend Briefen, die ich jeden Tag in Konstanzer Briefkästen werfe, ist nur ein Bruchteil private Post. Das ändert sich allerdings im Dezember, denn zu Weihnachten

verschicken die Leute schöne bunte Briefe. Darauf freue ich mich jedes Jahr.

Wann hat diese Entwicklung angefangen?

Das ging los, als die Faxgeräte aufkamen. Da hat man schnell gemerkt, dass viel Post übers Fax verschickt wird. Ganz schlimm ist es inzwischen natürlich durch das Internet und die E-Mails. Da verschickt kaum noch jemand einen handgeschriebenen Brief. Dafür tragen wir heute viel mehr Werbung und Postwurfsendungen aus als früher.

Schreiben Sie selbst Briefe?

Nein, ich Sorge nicht dafür, dass meine Kollegen mehr Arbeit haben. Ich nutze Kommunikationsmittel wie E-Mails,

Chats oder Skype. So kann ich zum Beispiel schnell und unkompliziert mit meinem Bruder reden, der in Schweden wohnt. Noch dazu kann ich ihn über den Computer auch sehen. Ein Brief bräuhete vier Tage, bis er bei ihm wäre.

Gibt es einen Brief unter all den Tausenden, die Sie ausgetragen haben, an den Sie sich erinnern?

Ich kann mich sehr gut an den Brief eines Kindes an seine Oma erinnern. Da stand keine konkrete Adresse drauf, sondern eine Umschreibung: „Das blaue Haus neben der Bäckerei“ und so weiter, daneben hatte das Kind einen Lageplan gezeichnet. Es war überhaupt kein Problem, rauszufinden, an wen der

Brief gehen sollte. Ich wollte ihn der Empfängerin persönlich übergeben, leider war sie nicht zuhause und ich musste ihn in den Briefkasten werfen.

Geben Sie sich immer so viel Mühe beim Zustellen unleserlicher oder schlecht adressierter Briefe?

Wir versuchen immer, die Post auch dort abzuliefern, wo sie hin soll. Vor allem, wenn wir merken, dass der Brief von einem Kind oder einer älteren Person geschrieben ist, geben wir uns besonders viel Mühe. Aber es wäre schon schön, wenn sich die Leute mehr um lesbare Schrift bemühen würden. Und wenn sie auch einen Absender auf das Kuvert schreiben würden. Dann könn-

ten wir den Brief nämlich zurückschicken, falls wir den Empfänger doch nicht ausfindig machen können.

Wenn Sie die Post dann einwerfen: Welche Emotionen kriegen Sie am Briefkasten mit?

Ich erfahre selten, wie die Post, die ich verteile, auf die Menschen wirkt. Eine Ausnahme sind da die Prüfungsergebnisse, die ich Studenten am Ende des Semesters zustelle. Da kommt es schon mal vor, dass mir eine Studentin vorlauter Freude über eine bestandene Prüfung um den Hals fällt. Immerhin bin ich der Überbringer der frohen Botschaft!

FRAGEN: HEIKE THISSEN